

Die Zeitungs Welt

Nr. 48

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Lebensblicke.

Sprüche von Franz Diederich.

Der Irrtum stirbt. Vergangenheit
Hüllt ihn mit Nebelschleiern ein.
Doch spötte nicht: er ist geweiht!
Er trug der Wahrheit Heiligenschein.

Da tappen sie tief in der Irre
Und schlucken System auf System,
Ihr Sinn schiebt ratlos und wirre
Den Wagen tief in den Lehm,
Aber das Leben in blankem Geschirre
Rollt den Wagen trotzdem.

Nur die Größe gilt dir wert,
Daß dein Blick sie fasse?
Größe formt sich auf dem Herd
Der verkannten Masse.

Sein Anten hat jedes Oben,
Und soll das Oben dir sagen,
Was an ihm zu loben:
Immer mußt du das Anten fragen.

Willst du die Dinge messen,
So werde wie die Zeit!
Dich selbst mußt du vergessen,
Staubkorn der Ewigkeit.

Zaum und Peitsche dem wilden Fohlen!
Halt, nicht so eilig!
Fremder Besitz ist heilig:
Ihr steht der Zukunft die Kohlen!

Du sollst! In alle Sinne schritt
Bohrt sich dies A und O.
Du wehre dich und sag: ich will!
Die Welt fährt besser so.

Aufs werdende vertraun:
Der Glaube muß bestehn.
Das werdende durchschaun:
Stirnaufrecht wirst du gehn.
Froh am werdenden baun:
O Lenz, wie küßt dein Wehn!

Natur schafft neu mit jedem Tage,
Frei darf jedweder Keim sich bilden.
Und so, daß gute Frucht er trage,
Sich neu beschwerten, neu beschilden.
Die Keime, die der Mensch erzeugt,
Werden beschnitten, gestreckt, gebeugt,
Sollen die Väter getreu wiederholen.
Und hat ein Ende dann der Drill,
Kein Wunder, daß nichts vorwärts will,
Auf den durchgelaufenen Sohlen!

Eigensinn und Eigenwille, —
Laßt den Kindern ihre Triebe!
Pugt doch, eh ihr strafft, die Brille
Eurer blinden Eigenliebe!

Weltkräfte glühn. Des Werdens Ringe kreisen.
Unendlichkeiten löst der Wellen Spiel.
Natur ist eins, doch in Milliarden Weisen
Knüpft ihren Kindern sie der Einheit Ziel.
Der Zweifel späht und späht in den Geleisen
Und hemmt zuletzt besiegt des Bootes Kiel.
Groß ist der Mensch, gewaltig der Gedanke:
Doch Geist und Stoff entfremdet keine Schranke.

Suche das Gemiedene
Dreißt am hellen Tage!
Es ist das Verschiedene,
Und das lohnt die Frage.

Wildrüttelnd pfeift der Sturm, der schrille,
Die Schlachtmusik im Werdestreit.
Durch alles Graue wühlt sich der Wille
Der Sonnenpurpurherrlichkeit.
Gigantische Gedanken steigen
In Riesenfeuerfarben auf,
Und lichtdurchrollt im Weltenreigen
Siegt kühn der Sonnenbarke Lauf.

Rolle deine Kugel bergauf,
So beherrscht du ihren Lauf.
Wird's auch im Zickzack mühsam gehn,
Du wirst den Gipfel näher sehn.

Sieht, was du schaffst, gering sich an,
Doch giebt's ein Körnlein Sand,
Und irgendwie und irgendwann
Wirft's bauend die Flut auf den Strand.

Die Großen haben uns, den Ihren,
Blatt um Blatt ihr Leben gegeben.
Nicht daß wir's schillerhaft kopieren:
Sein eigenes Leben soll jeder leben!

Er fühlt: ihm fällt kein großer Preis.
Nun lästert er die Größe.
Der Null so inhaltsloser Kreis
Stolz bläht er seine Blöße.

Hat ein Eichbaum erst seine Knorren,
Dann nützt kein Pressen und Schrauben.
Er wird nicht mehr schlank, wird aber
auch nicht verdorren,
Du mußt schon an die Knorren glauben.

Das Zukünftige
Ist das Vernünftige.
Willst du das Unvernünftige meiden,
Mußt du dich sorgen:
Im Heute zu scheiden
Das Gestern vom Morgen.

Eigenlob und Selbstbelügen
Reifen auf demselben Ast,
Doch es wird kein Ast sich biegen
Unter ihrer tauben Last.

Der besten Wahrheit Licht
Quillt tief im Schaffen;
Das läßt aus schönstem Blau sich nicht
Zusammengaffen.

Emsig schnurrt der Lebensfaden
Durch der Tage Labyrinth.
Jeder Tag hat dich geladen,
Daß dein Leben ihn gewinnt. —

Am letzten Tag.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Schluß.)

Dem „alten Raben“ wurde der Atem knapp; er mußte sich erst wieder ruhen.

„Zu einem starken Kaffee langte es noch, als ich meine Taschen umkehrte. Dazu stöberte ich die ganze Bande auf. Dann, als der letzte rote Pfennig in die Wirtstasche gewandert, hab ich gefragt: „Wer geht mit nach der Türkei?“ Ein brausendes Lachen. Sie dachten, ich spaße. „Im Ernst: wer geht mit?“ Ganz still sind sie geworden und furchtsam. Bloß drei meldeten sich. „Los!“ Und die Musiker taten ein Uebrigens und spielten uns vier zum Tore hinaus.“

„Bis ans Ziel ausgehalten hat nur einer. Das war der treueste und beste Kamerad, den ich je auf meiner langen Walze getroffen. Der Mehlmag, der nun da hinter uns auf seiner Mühle sitzt. Hast ihn ja kennen gelernt. Aber es ist nur noch ein Schatten von damals. Arbeit und Hauswirtschaft haben ihn verknöchert. Er hat das Fliegen verlernt. — Ich auch. Freilich. O, was war's für eine herrliche Zeit! Lange sind wir miteinander gewandert. Lange. Endlich hat's ihn nicht mehr gesteuert. Es war etwas Ordentliches in ihm. Das ließ ihn auch beim tollsten Streich nicht los. Das, was man so eine anständige Gesinnung nennt. So ging er. Und von da bin ich allein.“

„Und hast nie mehr gearbeitet?“

„Doch. Aber nahm mich einer, entließ er mich bald wieder. Keiner konnte mich regieren. Auffällig ward ich. Tat uns der Meister nicht recht, ich sag't's ihm. Setzten sie uns ein elendes Futter vor, dann dacht ich an die Suppe, die der Willi Kramer mir versprochen, — ich goß es auf den Fußboden. Mir war alles gleich. Dacht schon damals: wozu arbeiten, wenn uns das Beste doch gestohlen wird? Was sind wir? Werkzeug für der anderen Vergnügen!“

„Auf die Art bleiben wir's.“

„Denk, wie Du willst. Ich konnt mich auf die Dauer nicht fügen. Und immer größer und stärker ist er in mir gewachsen: der Haß auf das Dasein nur für andere. Heut, dacht ich, werfen sie dich vor die Tür, weil sie deiner nicht mehr benötigen. Und drängt's, locken sie dich morgen wieder herein wie einen Hund, der vor der Tür auf einen Knochen gelauert. In der Zwischenzeit darfst hungern — oder betteln gehen und stehlen, aber Dich nicht dabei kriegen lassen! sonst heißen sie Dich einen Hallunken, ein gemeingefährliches Subjekt, das unschädlich gemacht werden muß. Tiefer und tiefer hat mich das gewurmt, je mehr ich drüber nachgedacht. Und länger und länger sind meine Spaziergänge geworden.“

„Und Deine Schnapsunte immer größer.“ Ernst, unwillkürlich aus seinem heimlichen Gedankengange heraus warf's der Jüngere ein.

Der andere suchte ein wenig zusammen. Dann lächelte er mitleidig: „Es steckt noch ein gut Stück Philister in Dir, Söhnchen. Ja, auch meine Schnapsunte ist größer geworden. Denn siehst Du: so wie wir waren, die Welt und ich, mocht ich uns beide nicht. Erschrecklich grau und nüchtern kam mir zu Zeiten alles vor. Der Fusel färbte es. Baute eine neue, eigene Welt um mich. Liebliche Bilder und lustige Gedanken. Löschte die Wirklichkeit. Und ich sah sie kaum, wenn ich mir ein Stück Brot erbettelte oder mir eine Rübe als leckeres Zubrot ausriß. Die Zwetschgenbäume — auf mancher Landstraße wachsen sie tausendweis — werden nicht allzu hoch; manche Pflaume hing mir direkt in's Maul. Ich pflückte und aß sie im Träumen. — Deshalb war's am schlimmsten mit mir, konnt' ich die Flasche nicht füllen. O, das Elend! Ich ging rein aus den Fugen und war krank vor Schwäche und Scham. Ungegrinst hat mich alles wie der leidhaftige Tod. Schreckliche Bilder sind auf mich eingestürmt. Geächzt

und gestöhnt hab ich, als trüg' ich den Jammer der ganzen Welt auf meinen Schultern. Dann schaut ich fiebernd nach einem Strick aus und einen haltbaren Baumast — —“

„Ich war zu feige, Söhnchen. Und es kamen auch immer wieder andere Stunden. Stunden, in denen ich aufgesaucht hab', weil das Leben doch gar zu schön ist. Das Leben in Freiheit! Weißt Du, was das ist: Freiheit? Das ist, als ob Du alles von Dir wirfst: Jacke, Schuhe, Hemd und Hose — und fliegst auf wie ein lustiger Vogel in die weite, schimmernde Luft. Alles bleibt unter Dir. Was da kriecht und läuft und hastet — es kümmert Dich nicht. Freut Dich nicht und betrübt Dich nicht. Nur die Sonne ist in Dir und ein lauer, sprießender Frühlingstag! Du fragst nicht nach dem Wie und Warum Deines Lebens. Was geht's Dich an? Alle Weisheit der Welt erlöst Dich ja nicht! Da schau zu, was sie treiben, die Märrischen! Schau lachend zu und dent, Du stehst vor einem kribbelnden Ameisenhaufen: was laufen und rennen sie? Du weißt es nicht. Weißt nicht, was sie bezwecken mit all ihrem Wichtigun.“

„So ist es gekommen, Söhnchen, daß ich schließlich glaubte, ich gehöre gar nicht mehr zu den anderen. Ich gehörte ja auch in Wirklichkeit nicht mehr zu ihnen. Sonst wären sie mit wohl nicht furchtsam und verächtlich aus dem Wege gegangen. Anfangs hat's mich gekränkt. Heute? Ei, lauft! Der Gescheite bin doch ich. Und am Ende verschlingt uns alle das schwarze, grauisige Loch.“

Der Alte hustete heftig, atmete tief auf und schwieg erschöpft.

Nach einer Pause fragte der andere: „Wie lang' ist's wohl her, daß Du kein Werkzeug angerührt?“

„Wie lange? Hm.“ Der Gefragte überlegte. „Es mögen so an die zwölf bis fünfzehn Jahre sein. Eine hübsche Zeit, wie? Und getipelt Tag für Tag. Mich hat's nirgend lange gelitten. Weiter muß ich, immer weiter! O, Söhnchen, das war schön. Jeden Morgen, der mich hinausgeführt hat auf die Chaussee, hat's mich von neuem gefreut: fertig bist Du mit den anderen! Diese Hände hier rühren sich für keinen mehr! Frei bist du, frei! Und die ganze Welt ist dein!“

„Zum Anschauen.“

„Freilich — zum Anschauen! Ist's nicht genug? Ist's nicht das allerbeste? Ach, ich bin's nie müde geworden! Werd's auch nimmer.“

„Aber stets allein? Ganz allein?“ Mit Staunen und Bangigkeit fragte es der Jüngere.

„Ja. Ich brauch't keine Gesellschaft. Wozu?“ Und nach einer sinnenden Pause sah er seinen Begleiter an: „Ich weiß es jetzt noch nicht, warum's mich heut grad zwang, Begleitung zu suchen. Es ist nicht meine Art, kannst es glauben, Söhnchen. Weit weg gewiesen hab ich sie von mir. Aber heute? Heute? Es ist eine Angst in mir, eine dumpfe, zitternde Angst, als müßt mir noch etwas passieren. Anklammern möcht ich mich an Dich: verlaß mich nicht, Söhnchen! Verlaß mich nicht!“

Die Knie zitterten dem Alten. Er faßte nach dem Arm des anderen: „Jetzt überfällt's mich wieder.“

„Dort drüben,“ sagte der Jüngere, „wollen wir ein wenig niedersitzen, daß Du Dich ruhst.“

Sie überschritten eine hölzerne Brücke. Unter ihr zog ein schmaler Fluß dahin, der sich auf der einen Seite zu einem breiten See weitete — von den Herbstwässern überschwemmten Wiesen.

Dort, die Straße im Rücken, setzten sich die Beiden an den Abhang und blickten auf das schimmernde Wasser. Dunkler Wald säumte tiefblau die Wiesen. Durch eine Lichtung sah die niedergehende Sonne. Ein Kirchturm ragte auf. Wie ein glitzernder Knäuf stach sie da oben.

In der Luft schrien die Wildgänse. In pfeilförmigem Fluge zogen die Schwärme dahin. Scharf

zeichnete jeder Klumpf sich ab vom stahlblauen Himmel. Ein Flug nach dem anderen erhob sich am Wiesenrand aus Schilfkraut und Binsenhalmen, strebte über die Waldlichtung, über die Kronen der Bäume, über den Kirchturm landeinwärts. Blühend, funkelnd leuchtete das Gefieder auf im Sonnenstrahl.

Der Alte verfolgte sie mit den Augen und nickte vor sich hin. Dann versank er in dumpfes Brüten. Und plötzlich wandte er sich zu dem anderen: „Ich glaub', ich komme in diesem Winter nicht mehr nach dem Süden. Und müßte doch. Sonst war ich zu dieser Zeit schon fast unten. Und bin erst mit dem Frühling wieder gekommen.“

Der Jüngere saß in Nachdenken versunken und schien nichts zu hören.

Der Alte sah ihn an, brummte und legte sich hintenüber in's Gras, die Arme unter dem Kopf: „Ich muß es anders einrichten,“ murmelte er. „Im Winter ist hier oben kein schönes Wandern.“

Sein Begleiterkehrte sich zu ihm: „Mach's Dir nicht zu bequem, alter Rabe. Noch zwei Stunden haben wir. Du weißt.“

Der hatte die Augen geschlossen: „Bin so schläfrig worden, Söhnchen. Es ist zuviel für heute. Wir bleiben im nächsten Dorf. Man wird alt, — alt, Söhnchen.“ Er tastete mit der Hand nach der Brust: „Wenn ich bloß wüßte, was da — — halt!“ schrie er und richtete sich jäh auf, sah verstört um sich und sank stöhnend wieder zurück, die Hand auf die Brust gepreßt.

„Was ist Dir?“

Ein Kopfschütteln war die Antwort. Dann zogen die zitternden Finger die Flasche; es war nur noch ein spärlicher Rest darin. Er trank ihn aus mit gierigen Lippen. Die Flasche entfiel der Hand, rollte den Abhang hinunter und klatschte in's Wasser.

„Die bist Du los.“

Ein leises Lachen — —

Der Jüngere saß wie gebannt, die Augen groß und fast furchtsam auf den Alten gerichtet. Der schien zu schlafen. Die Brust hob und senkte sich unregelmäßig. Verwirrt hing das Haar um die zuckenden Schläfen. In dem verworrenen braunen Bart, der das Gesicht von einem Ohr zum anderen dicht umrahmte, spielte ein verlorenener Sonnenstrahl und brachte ihn zum Leuchten. Scharf und deutlich traten die Falten und Risse in der kupferfarbenen Haut der Wangen und Stirn hervor und gaben dem Antlitz das Aussehen einer alten Baumrinde.

Tief und tiefer sank die Sonne. Drüben im Walde hing schon grau die Abenddämmerung. Weiße Nebel stiegen von den Wiesen.

Er mochte ihn nicht wecken, konnte nicht. Sah und sah und sann, dachte an des Alten Schicksal, an Kathrine, an die eigene Braut daheim. Wie eine Gärung war's tief innen. Zu einer Klarheit kam er nicht.

Wie eine Wolke überschattete es die Lagern den plötzlich. Ein tausendstimmiger Schrei aus der Luft. Der Jüngling fuhr auf aus seinen Sinnen.

Der Alte hatte die Augen geöffnet: „Hörst Du die Wildgänse?“ Dann schloß er sie wieder. Schwächer wurden die Atemzüge, unregelmäßiger.

Wie ein Zucken ging's durch den ganzen Körper. Die Arme sanken herab. —

„Tot!“ Der Jüngere war aufgesprungen. Ein Grausen packte ihn.

Er sprang auf die Straße und begann zu laufen — den Weg zurück, den sie gekommen. Zum Müller! Der mußte hier raten und das Letzte tun. . . .

Wie er hingekommen, das wußte er nicht.

Mit fliegendem Atem berichtete er dem Müller, daß sein ehemaliger Gefährte ein Ende genommen.

Der nickte nur stumm, wischte sich eine verlorenene Träne aus dem Auge und ließ anspannen. Dann jagten sie zurück.

Der Tote lag unberührt wie vorher. Sie legten ihn auf Stroh in den Hinterteil des Wagens. Langsam, im Schritt, ließ der Müller dann die Pferde gehen.

Neben ihm auf dem Bock saß der Jüngling. Nun war es völlig Abend geworden. Der Mond krieg herauf. Kalt und grau kam die Nacht.

Der junge Handwerksbursche mußte sich öfter umsehen. Es zwang ihn dazu. Dann wieder betrachtete er den Müller, der still und in sich versunken dasaß, die Peitsche in der Hand.

Ein tiefer, großer Ernst kam über ihn. Und es war ihm, als habe die Welt von ihrem Glanz verloren. . . .



Volkszählung.

Von Adolf Braun.

1. Frühere Volkszählungen.

Am 1. Dezember 1905 wird wiederum eine Aufnahme der Bevölkerung stattfinden; der eben geborene Säugling und der in den letzten Zügen lebende Greis wird gezählt werden. Jedermann, der in den Grenzen des Deutschen Reiches weilt, welcher Nation er auch angehört, ob er an das Zuchthaus gebannt, ob er auf einem Schiffe weilt, ob er eine elende Hütte oder einen glänzenden Palast bewohnt, welches auch seine Sprache sei, er wird nicht nur gezählt werden, es werden auch von ihm festgestellt werden eine ganze Reihe von Tatsachen, sein Wohnort, das Geschlecht, der Familienstand, das Alter, die Geburtsgemeinde, der Hauptberuf, das Religionsbekenntnis, die Muttersprache, die Staatsangehörigkeit, der Dienstgrad im aktiven Heere oder das sonstige militärische Verhältnis, und wenn der Gezählte blind, taubstumm, geisteskrank oder geisteschwach sein sollte, so wird auch dies in den Listen verzeichnet. Viele, vermutlich die meisten Bewohner des Deutschen Reiches, sehen in dieser Zählung eine ganz überflüssige Behelligung der Bevölkerung, eine Befriedigung einer durchaus unnötigen Neugierde der Behörden und mancher mag sich denken, daß diese Volkszählungen auch so eine moderne Neuerung seien, von der frühere Geschlechter verschont geblieben waren und die die heutige Staatsgewalt erst erfunden habe. Wir wollen uns hier nicht über den Wert und die Bedeutung der Volkszählungen besonders auslassen. Wir wollen nur bemerken, daß für die Gesetzgebung, die Verwaltung und auch für die Beurteilung derselben durch die politischen Parteien, wie für die Wissenschaft und den Massenerscheinungen im Gesellschaftsleben und als Unterlage jeder weiteren statistischen Betrachtungsweise die Volkszählungen durchaus unentbehrlich sind.

Sind auch die Volkszählungen heute nach Umfang, Aufnahme, Bearbeitung und Öffentlichkeit des Verfahrens durchaus verschieden von früheren Feststellungen der Bevölkerungszahl, so wäre doch die Annahme gründlich verfehlt, daß die Volkszählungen moderne Erfindungen seien, daß unsere Großväter und frühere Geschlechter von dieser „statistischen Krankheit“, von der einmal W. S. Diehl schrieb, verschont gewesen wären.

Schon aus dem frühen Altertum sind uns Zahlen überliefert von Städten und Ländern, wir kennen gesetzliche Bestimmungen, die nur durchgeführt werden konnten, wenn den Behörden statistische Unterlagen vorgelegen haben. Im 4. Buche Moses werden an verschiedenen Stellen Volkszählungen der Juden erwähnt, um das Jahr 2042 v. Christi Geburt soll der chinesische Kaiser Yu sein Reich in Provinzen eingeteilt haben, von jeder ließ er nach der chinesischen Uebersetzung genau aufzeichnen, in welchem Zustand sich der Ackerbau und Industrie befinden und welches

die Steuerfähigkeit einer jeden Provinz sei, die dann unter dem Gesichtspunkte ihrer Produktivität klassifiziert wurden. Auch im alten Ägypten muß die Statistik auf einer hohen Blüte angelangt gewesen sein. Dort scheint das doppelte System der Bevölkerungszählung, wie wir es heute praktisch anwenden, der Volkszählungen und der Statistik der Bevölkerungsbewegung, d. h. der Zählungen der Geburten, Eheschließungen und Todesfälle neben anderen Zweigen der Statistik, insbesondere der Agrarstatistik, durchgeführt worden zu sein.

In anderen Großstaaten des Altertums, so in Assyrien und in Persien, mußte man um die gleiche Zeit die Statistik gepflegt haben. Es wird uns überliefert, daß die Stadt Ninive um 1900 vor Christi Geburt mindestens 600 000 Bewohner gezählt habe und von Peking, wie Babylon von Tyrus im Phönizierlande, wie von Theben, Memphis und Alexandria in Ägypten, sind uns Volkszahlen überliefert. Auch in den großen Städten des alten Griechenlandes muß es statistische Aufnahmen gegeben haben, weil uns deren Resultate überliefert sind.

Das gewaltige Weltreich der Römer mit seiner großartig ausgebildeten, in vieler Hinsicht von einem Zentralpunkte geleiteten Verwaltung, bedurfte einer Statistik. Wertwürdigerweise wird uns aber schon aus den ersten Anfängen des Römerreiches, als es auf einen kleinen Teil des mittleren Italiens beschränkt war, von Gesetzgebungsakten gesprochen, die eine Statistik zur Voraussetzung hatten. Im Jahre 578 vor Christi Geburt wurde von dem sechsten König von Rom, Servius Tullius, eine Wahlenteilung veröffentlicht, die sich auf eine genaue Statistik der Bevölkerung stützen mußte. Zur Zeit der Republik soll, so wie heute im Deutschen Reiche, alle 5 Jahre die Zählung der Bevölkerung vorgenommen worden sein, wobei für das aktive Militär besondere Zählungen stattfanden. Es wurden nicht nur Feststellungen der Kopfszahl vorgenommen, sondern jeder einzelne Familienvater mußte für sich und seine Angehörigen Namen, Geschlecht, Alter, Wohnort und Vermögen angeben, doch scheinen die Sklaven zur Zeit der Republik noch nicht gezählt worden zu sein. Es liegen Resultate verschiedener Volkszählungen vor, die Bedeutung derselben wird von römischen Schriftstellern hervorgehoben, es wurden Zahlenübersichten und statistische Karten veröffentlicht. Aus der Zählung der Bevölkerung der Stadt Rom entwickelte sich die Zählung Italiens und dann die des ganzen Weltreiches. Die Zählungen im Kaiserreiche erstreckten sich nicht bloß auf die freie Bevölkerung, sondern auch auf die Zahl der Sklaven, auf deren Nationalität und Beruf. Man zählte nicht mehr allein den römischen Bürger, sondern man suchte eine Uebersicht zu gewinnen über die Einwohnerzahl des gesamten Reiches. Die Statistik diente neben anderen Zwecken zur Herstellung der Steuerlisten für die Kopfsteuer und auch für die Grundsteuer, da man die Mieter und Pächter auf dem eigenen Boden angeben mußte. Merkwürdigerweise sind auch speziell statistischen Zwecken dienende Bearbeitungen vorgenommen worden, so Zusammenzüge nach Altersklassen, mindestens für die Personen hohen Alters, statistische Zusammenzählungen der Familienhäupter und der Vermögensangaben nach Klassen. Auch im oströmischen Reiche, in Byzanz, müssen statistische Aufnahmen stattgefunden haben.

Die Geschichte der Statistik erfährt im Mittelalter keine vollkommene Unterbrechung. Die Araber müssen die Statistik gepflegt haben, so wissen wir, daß im Jahre 721 n. Chr. Geburt El Samah, der Bizanzkönig der spanischen Halbinsel, dem Kalifen eine detaillierte Uebersicht des Landes, seiner Küsten, seiner Flüsse, seiner Städte, wie auch der Bevölkerung und ihrer Einkünfte übersandte. In den Jahrbüchern der christlichen Klöster finden sich statistische Angaben. Unter Karl dem Großen wurde mit der Neuordnung der Verwaltung auch die Statistik wieder gepflegt. Man suchte sich klar zu werden über die dienstfähige Mannschaft, dann

über die wirtschaftlichen Verhältnisse, die zu Grundlagen der Besteuerung dienen konnten. Systematische Aufstellungen der Begräbnis- und Totenregister finden sich schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts, doch sind uns keine Materialien dieser Art überliefert. Eine ganz hervorragende statistische Arbeit ist das englische Domesday-Book, das in den Jahren 1083 bis 1086 bearbeitet wurde und eine Art Kataster oder Reichsgrundbuch bildet. Dasselbe enthält für 34 Grafschaften die Namen der einzelnen Distrikte und Herrngüter, sowie der Besitzer derselben, ferner wie viele Hufen des Landes, wie viele Holzungen, Wiesen, Meeder eine jede derselben umfaßte, wie viele davon königliche Domänen, wie viele Lehen und verpachtete Ländereien waren; weiter sind verzeichnet die Mühlen und Fischteiche, auch ist angegeben, ob sich das urbare Land in einzelnen Distrikten vermehrte oder verminderte, der Wert desselben, die verschiedenen Dienstleistungen, die Summe des Pachtgeldes, die Zahl der Leibeigenen, des Zugviehs, der Bienentörbe. Auch die Einwohnerzahl nach Ständen war aufgenommen, in einigen Grafschaften auch nach Altersklassen. Neben zahlreichen statistischen Angaben über die deutschen Städte des Mittelalters besitzen wir auch vielfach noch Verzeichnisse, welche die Nachprüfung der Angaben und vollkommen neue Zählungen auf Grund des viele Jahrhunderte alten Materials ermöglichen, wie es z. B. von Blicher für Frankfurt a. M. im 14. und 15. Jahrhundert geschehen ist. Aber allgemeine Volkszählungen sind, wenn wir von der erwähnten großen englischen Erhebung und vereinzelt Nachahmungen absehen, dem Mittelalter fremd. Sie treten wieder auf mit der neuen Zeit.

So haben wir Volkszählungen für den Kanton Zürich von 1567, für Frankreich seit Ludwig XIV., in England seit 1701, berühmt sind die genauen und ununterbrochenen Zählungen Schwedens seit 1749. Die frühesten Anfänge einer amtlichen statistischen Tätigkeit auf bevölkerungsstatistischem Gebiete im brandenburgisch-preussischen Staate lassen sich bis in das 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Es scheint, daß es die im Jahre 1682 herrschende Pest, die damalige Geißel des Menschengeschlechtes, gewesen ist, welche den Kurfürsten Friedrich Wilhelm veranlaßte, unter dem 5. Januar 1683 zu bestimmen, daß ihm vom vorhergehenden Jahre die Zahl der in allen Ländern des Kurhauses Brandenburg Gestorbenen, Verheirateten und Geborenen berichtet werde. Eine Zusammenstellung der Bevölkerungsbewegung im gleichen Gebietsumfange wurde dann im Jahre 1688, seitdem jährlich, vorgenommen. Aber vor diesen allgemeinen Aufnahmen fanden schon im gleichen Gebiete Zählungen der Feuerstellen, der bäuerlichen Wirte und anderer bestimmter Bevölkerungsklassen statt. Die ersten Spuren wirklicher Volkszählungen in der Kurmark finden sich mit der Entwicklung der 1730 weiter ausgebauten, auch die Gemeindefinanzgebarung mit umfassender „historischer Tabelle“ in den Jahren 1720 bis 1725. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. fürchtete aber von dem Bekanntwerden dieser Feststellungen Nachteil für die militärische Machtstellung des Landes.

In das erste Jahr nach dem Tode dieses Königs fällt das Erscheinen eines Wertes, mit dem in Deutschland die modern wissenschaftliche, statistische Betrachtung anfängt. Es ist das Buch des Theologen Süßmilch über die „Göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen.“ Dieses Werk lenkte die Aufmerksamkeit von neuem auf die Notwendigkeit der Statistik, es wurden wiederum Erhebungen vorgenommen und am Ende des 18. Jahrhunderts erhielt Preußen seine erste besondere Amtsstelle für die Landesstatistik. Aber unter den Stürmen jener Zeiten konnte sich dieselbe nicht weiter entwickeln. Erst im Mai 1805 erhielt es, dem Beispielen Schwedens, Frankreichs, Rußlands und Italiens folgend, seine selbständige statistische Ver-

waltung, womit eine Auslösung der Statistik aus dem gewöhnlichen Verwaltungskörper des Staates begann. Nun wurde vom Jahre 1816 ab die preussische Bevölkerung wieder regelmäßig ermittelt, und zwar vom Jahre 1816 bis 1822 alljährlich, vom Jahre 1822 bis 1867 in dreijährigen Zwischenräumen, von 1867 bis 1875 in jedem 4. Jahre, und von da ab innerhalb des ganzen Deutschen Reiches in fünfjährigen Zwischenräumen.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, an dieser Stelle die Geschichte der Volkszählungen in den einzelnen Ländern zu verfolgen. Wir wollen nur kurz erwähnen, daß in Bayern im Jahre 1771 eine „allgemeine Beschreibung des Real- und Personalstandes in Bayern und der Oberpfalz“ angeordnet wurde. Im jetzigen Königreich Sachsen hatte man eine Reihe anderer statistischer Arbeiten, die sich vor allem auf den Getreidebau und die Getreidepreise bezogen, vorangehen lassen, bevor man zu Volkszählungen schritt, die die bis dahin bestandenen Konsumentenverzeichnisse ablösen sollten. Die erste Volkszählung im Königreich Sachsen wurde am 3. Juli 1832 aufgenommen und in rascher Reihenfolge weitergeführt, so daß die Volkszählung vom Jahre 1855 schon die neunte in diesem Gebiete war. Die zum Zollverein gehörigen Staaten hatten dieselben Volkszählungstermine wie das Königreich Preußen, weil die Kopfzahl der Bevölkerung die Grundlage der Zollabrechnungen usw. bildete.

In Oesterreich wurde, wenn wir von Feststellungen im Mittelalter und bei Beginn der Neuen Zeit absehen, in den Jahren 1753 und 1754 die ersten Bevölkerungsaufnahmen vorgenommen, doch wurden erst von 1845/46 ab die Resultate vollständig veröffentlicht. Die meisten italienischen Staaten brauchten lange, bevor sie die Arbeit des ersten statistischen Bureaus des napoleonischen Königreiches Italien (1805 bis 1809) wieder aufnahmen. Das neue Italien begann sofort mit einer zum Teil sehr fruchtbaren Pflege der Statistik. Eine hervorragende Ausbildung erfuhr die Statistik in Frankreich und in England, zahlreiche statistische Erhebungen wurden in Rußland für Verwaltungszwecke vorgenommen, und zwar schon im 18. Jahrhundert. Aber die erste Volkszählung fand erst am 28. Januar und am 9. Februar 1897 statt. Die großartigste Ausbildung des Volkszählungswesens finden wir in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo in dem berühmten „Census“ mit der Volkszählung Berufs-, Gewerbe- und zahlreiche andere Zählungen verknüpft und in überaus eingehender Weise erarbeitet und in äußerlich überaus glänzender Weise veröffentlicht werden.

Diese Ausführungen werden klargelegt haben, daß die Volkszählungen nicht einer Laune der Behörden, nicht einer neuen Mode zu danken sind, sondern daß sie einem Bedürfnisse entsprechen mußten und müssen. Sie sind nicht bloß für staatliche Zwecke bedeutungsvoll, sie bilden auch die Grundlage sozialer Erkenntnis in vielfacher Hinsicht, sie schaffen über gesellschaftliche Zusammenhänge, über Massenerscheinungen erst Aufklärung, und liefern im Zusammenhange mit den Volkszählungen anderer Länder wichtige Maßstäbe für die Vergleichbarkeit der verschiedenen Völker. —

II. Die Volkszählung und ihre Bearbeitung.

Die Volkszählung, die am 1. Dezember 1905 vorgenommen wird, erfordert eine gewaltige Menge von Vorarbeiten und am Tage der Zählung die Aufbietung einer ganzen Armee von freiwilligen Zählern. Die Behörden im ganzen Reich werden in Wirksamkeit sein, um neben ihren laufenden Geschäften das Material, das die freiwilligen Zähler gesammelt haben, zu kontrollieren, zu ordnen und im Verlauf von wenigen Wochen an die landesstatistischen Ämter zu befördern, wo dann die Zusammenstellungen erfolgen, die dem reichsstatistischen Amt nach Berlin überwiesen wer-

den. Dort finden die endgültigen Bearbeitungen und die Veröffentlichungen statt. Daneben publizieren diejenigen Staaten, die eigene landesstatistische Ämter besitzen, und Städte wie Berlin, München u. a., meist ihre Ergebnisse gesondert.

Es ist eine bedeutungsvolle und große Arbeit, die die Volkszählung erfordert, die in ihren verschiedenen Stadien zu verfolgen auf das Interesse der Bevölkerung Anspruch hat. Schon die Aufstellung der Fragebogen erfordert das Zusammenwirken verschiedener Behörden, es finden Konferenzen der amtlichen Statistiker statt, endgültige Beschlüsse faßt dann der Bundesrat. Man schließt dann am Zählungstage die Schulen, um sich eine möglichst rege Beteiligung der Lehrer zu sichern, man ist bemüht, die Bevölkerung von ihrem Wohnorte nicht fern zu halten und unterläßt deswegen Gerichtsverhandlungen für den Tag der Volkszählung anzuberaumen. Die Behörden sollen auch sonst bestrebt sein, soweit es möglich ist, die Bevölkerung von ihrem Wohnorte nicht abzugeben.

Es muß dafür gesorgt werden, daß die Zählpapiere so klar und verständlich wie möglich gehalten werden, daß die Bevölkerung für das Zählwert das erforderliche Interesse hat, entsprechende Aufklärungen werden durch die Amts- und Tagesblätter, durch Anschläge und sonstige Rundmachungen verbreitet. Das Mißtrauen der Bevölkerung gegen alle amtliche Tätigkeit muß hier verschüchelt werden, es muß auseinandergesetzt werden, daß das Amtsgeheimnis für die über die Persönlichkeit des einzelnen gewonnenen Nachrichten zu wahren ist, daß die Ergebnisse der Erhebung zu Steuerzwecken nicht verwendet werden dürfen.

Für den Zählungstag muß lange vorher Vorsorge getroffen werden. Alles Material muß nicht nur reichlich vorhanden sein, es muß auch genau kontrolliert werden, ob an jedem einzelnen Orte, in jedem Gutsbezirk, die nötige Zahl von Zählpapieren vorhanden ist, und für die richtige Verteilung derselben Sorge getragen wurde. Einem Mangel am Zähltag läßt sich nicht mehr abhelfen, er stellt das Ergebnis in Frage. Nun ist es selbstverständlich, daß man die erforderliche Menge nur annähernd berechnen kann. Man legt die Zahlen der vorangegangenen Volkszählungen zugrunde und sendet ein Achtel bis ein Drittel mehr Zählmaterialien, als bei der letzten Volkszählung erforderlich waren, an die Behörden der einzelnen Ortsgemeinden. Welche ungeheuren Mengen von Druckpapieren schon für die Aufnahme der Zählung erforderlich sind, geht aus den nachstehenden Ausführungen für Preußen (ohne Berlin) hervor. Bei der Volkszählung vom Jahre 1900 besorgte sich die Stadt Berlin wegen ihrer Zusatzfragen besondere Zählpapiere, trotzdem waren notwendig 38 277 400 Zählkarten, 8 845 500 Haushaltungsverzeichnisse, fast ebenso viele Anleitungen und Zählbriefe, 332 300 Anweisungen für Zähler, 664 650 Kontrollisten, 140 150 Ortslisten, fast ebenso viele Muster ausgefüllter Ortslisten und Anweisungen für Behörden. 3280 Risten verschiedener Größe mußten für die Versendung beschafft werden. Für die letzte Volkszählung sind 63 Millionen Zählkarten hergestellt worden, zu deren Transport nicht weniger als 29 Doppelwaggons nötig gewesen sind.

Eine ganze Armee von freiwilligen Zählern ist erforderlich, deren Auswahl auch verantwortungsvoll ist, weil nicht jedermann sich hierzu eignet. Im Jahre 1895 waren in Berlin allein 25 000 freiwillige Zähler an der Arbeit. Dies zeigt schon ein erhebliches Interesse an der Bevölkerungsaufnahme, denn die Tätigkeit ist eine ehrenamtliche, für die keine Entschädigung beansprucht werden kann. Wenn auch vorausgesetzt wird, daß die Fragen von den Haushaltungsvorständen schriftlich beantwortet werden sollen, so findet tatsächlich die Ausfüllung der Fragebogen vielfach durch die freiwilligen Zähler statt, die die ausgefüllten Fragebogen einer ersten Kontrolle zu

unterwerfen haben, ob sie richtig und an der richtigen Stelle beantwortet sind, und ob die Zählkarten in den Familienbogen genau übertragen wurden. Die freiwilligen Zähler haben die Fragebogen in den letzten 3 Tagen vor dem Zählungstermine auszuteilen und in den 3 folgenden Tagen wieder einzusammeln. Die Feststellung hat zu geschehen für Mitternacht zwischen dem 30. November und dem 1. Dezember. Das um ¼ 11 Uhr nachts am 1. Dezember geborene Kind soll nicht mitgezählt werden, ebenso wenig der am 30. November um ¼ 12 Uhr nachts Verstorbene. Selbstverständlich wird die geforderte Genauigkeit in dieser und auch in anderer Hinsicht nur zum Teil erzielt. Auch die einfachsten Fragen, wie die nach dem Alter, nach dem Beruf, nach der Stellung im Beruf, nach der Muttersprache erfordern genaue Kontrolle, weil die Gezählten diese Fragen vielfach unbeachtet falsch beantworten, daneben kommen aber noch viele Irrtümer dadurch vor, daß das Unterstreichen bestimmter Fragen nicht richtig geschieht, daß man sich bei den Rubriken des öfteren irrt und so aus manchem Mann in den Fragebogen ein weibliches Wesen geworden ist.

Große Schwierigkeiten bei der Zählung bereiten die zeitweilig von ihrem Heimatsorte entfernten Personen, so die auf Schiffen, Flößen, Schiffsmühlen, in Gasthöfen und Herbergen oder gar in der freien Natur am Zähltag Uebernachtenden. Ist deren Zahl auch bei einer Winterzählung geringer als bei einer Sommerzählung, so entgehen doch zahlreiche Personen der Aufmerksamkeit der Volkszähler. Andererseits liegt eine Gefahr vor, daß Personen doppelt gezählt werden, in ihrem Wohnorte und in ihrem zeitweiligen Aufenthaltsorte, so Arbeiter, die außerhalb des Wohnortes tätig sind, so Geschäftsreisende, so auch Leute, die kurze Gefängnisstrafen abzuhängen haben, die auf wenige Tage zu militärischen Übungen eingezogen sind, die sich in Krankenhäusern kurz vor der Zählung begeben haben usw.

Am Ende der ersten Woche soll das Zählmaterial der Ortsbehörde abgeliefert werden. Dort soll wiederum eine Kontrolle vorgenommen werden. Vor allem ist es wichtig, festzustellen, ob für jedes einzelne bewohnte Haus das Zählmaterial abgeliefert ist. Für die erforderlichen Ergänzungen hat dann die Ortsbehörde zu sorgen. Sie hat eine Ortsliste auszuarbeiten und für alle einzelnen Wohnstätten in tabellarischer Form die Zahl der bewohnten und unbewohnten Wohnhäuser und der anderen Baulichkeiten der Haushaltungen verschiedener Art, die ortsanwesende Bevölkerung, darunter die Militärpersonen gesondert zu verzeichnen. Ist das geschehen, so geht das gesamte Material mit den Ortslisten an die Kreisbehörden, von dort an die Regierungspräsidenten, welche es dann an das statistische Landesamt zu senden haben. Wir wollen hier nur die Vorgänge in Preußen darstellen, weil mit geringen Änderungen mit Rücksicht auf die verschiedene Verwaltungsorganisation in allen Bundesstaaten das gleiche Verfahren eingehalten wird. Nur dort, wo landesstatistische Ämter noch nicht bestehen, geht das Material von den Regierungen direkt an das reichsstatistische Amt zur endgültigen Verarbeitung.

Welch' ungeheure Aufgaben, die mit dem regelmäßigen Personal nicht durchzuführen sind, von einer Volkszählung heraufbeschworen werden, geht aus der Mitteilung hervor, daß das preussische statistische Landesamt nach der Volkszählung vom Jahre 1900 350 000 Orts- und Kontrollisten, 7½ Millionen Haushaltungsverzeichnisse und 34½ Millionen Zählkarten rechnerisch und sachlich auf jede einzelne Angabe hin zu prüfen hatte. Dort konnten aber nur offensichtliche Unrichtigkeiten einfach abgeändert werden, viele tausende Rückfragen mußten an die Erhebungsbehörden zurückgehen. Während der Dauer von 2 Jahren waren in der statistischen Zentrale 320 Beamte, Bureauhülfsarbeiter, Hausarbeiter und andere Hilfskräfte tätig. Dem planmäßigen Zusammenarbeiten all' dieser Kräfte auf



Heimweg vom Friedhof. Nach dem Gemälde von Ludwig Dettmann.

Grund vielfacher Erfahrungen bei früheren Zählungen war es zu danken, daß schon 2 1/2 Monate nach der Zählung die ersten Ergebnisse veröffentlicht werden konnten, und zwar über die Bevölkerung geschieden nach dem Geschlechte, nach Städten, Landgemeinden, Gutsbezirken, Wohnhäusern usw., und der Vergleich der ortsanwesenden Bevölkerung mit der vorangegangenen Volkszählung für die Kreise, Städte, Landgemeinden von 2000 und mehr Einwohnern. Diesem vorläufigen Ergebnisse folgte 11 Monate nach dem Volkszählungstage das endgültige Ergebnis für den Staat, dessen Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise, Städte usw., unter Angabe der Zugehörigkeit der ortsanwesenden Bevölkerung zu den Religionsbekenntnissen, sowie unter Angabe der aktiven Militärpersonen. Am gleichen Tage war die Ermittlung vollendet für die Muttersprache und für die Staatsangehörigkeit. Die letzten Feststellungen waren am 1. März zu erledigen, sie bezogen sich auf die Großstädte und ihre nächste Umgebung, sowie auf bestimmte Industriemittelpunkte hinsichtlich der Arbeits- und Wohnorte. Außerdem fanden noch eine Reihe von außerordentlichen Arbeiten statt. Die Ergebnisse werden veröffentlicht, und zwar in einer Reihe vorläufiger Publikationen, dann in umfangreichen Gesamtwerten die endgültigen Ergebnisse, die dann vom Reichsstatistischen Amt für das ganze Reichsgebiet herausgegeben werden. Im Jahre 1903 lagen für Preußen und für das Reich die Gesamtergebnisse zahlenmäßig, für das Reich auch in textlichen Bearbeitungen vor. Die Veröffentlichungen des Reichsstatistischen Amtes zeichneten sich durch zahlreiche Kombinationen, Vergleichen mit früheren Zählungen im Gebiete des Deutschen Reiches und mit Zählungen in anderen Ländern aus. (Schluß folgt.)

Winde und Stürme.

Von Heinrich Gerstmann.

(Schluß.)

In der jüngsten Zeit hat man häufig von den entsetzlichen Wirkungen der Taifune gehört, noch am Ende des Juni dieses Jahres hat ein solcher gewaltige Zerstörungen herbeigeführt. Der Taifun, der sich nur in japanischen und chinesischen Gewässern zeigt, und wohl durch eine gewisse Ruhe vor dem Sturm angezeigt wird, aber selbst ganz plötzlich einsetzt, wird durch eine eigenartige Gleichgewichtsstörung der Luft hervorgerufen. Durch ein, in diesem Fall darf man sagen, ungünstiges Zusammentreffen mehrerer Umstände kann es vorkommen, daß eine schwere, kalte Luftschicht über einer leichten, warmen, dahingleitet. Man kann

es durch vorsichtiges Eingreifen erreichen, daß in einem Gefäße über einer Schicht leichten Oeles eine Schicht des schwereren Wassers sich ausbreitet; aber die leiseste Erschütterung des Gefäßes genügt, um dies schwebende Gleichgewicht zu stören, und dann stürzt in hastiger jäher Bewegung das schwerere Wasser nach unten, um so die ihm nach den allgemeinen Gleichgewichtsgesetzen zukommende Stelle im Gefäß einzunehmen. Ähnlich verhält es sich dort, wo schwere Luft über leichter ausgebreitet ist; die leiseste Erschütterung der Luft, der Flug eines Vogels reicht hin, um diese unnatürliche Schichtung zu zerstören, und dann fällt die schwere Luft mit einer Schnelligkeit und Gewalt nach unten, wie man sie kaum noch bei irgend welchen anderen Luftbewegungen antrifft. Der so entstehende Sturm ist der Taifun. Bei seiner Gewalt wühlt er das Meer bis in sonst ruhig und unerschüttert liegende Tiefen auf, und bei diesem Toben der Wogen und wirklich bergeshohen Wellen und bergestiefen Schlingen ist jedes, auch das größte der modernen Schiffe machtlos, es wird umgeworfen und vom Wasser verschluckt, wie ein Stückchen Kork in den Wirbeln eines Gebirgswasserfalles.

Wenn so der Taifun die Wasserwüste aufwirbelt, müssen sich die Wüstenwinde mit dem Sande der Wüste begnügen, den sie allerdings nicht in solche Tiefen hinein in Aufruhr versetzen können, wie das Meer es sich gefallen lassen muß. Von den Wüstenwinden ist der bekannteste der Samum (siehe die Abbildung in Nr. 47 der „Neuen Welt“), von dessen Gewalt und Schädenswirkungen schon der Araber liest, der sich an der Beschreibung von Karawanenmärschen erfreut. Er ist in der Tat fürchterlich infolge der unwiderstehlichen Gewalt, mit der er den feinen Wüstenand auf alles ihm Begegnende schüttet und infolge der Austrocknung, die er herbeiführt. Sein Entstehen ist dabei recht einfach: Von der kühleren See weht die Luft nach dem erhitzten tropischen Kontinent, im allgemeinen eine Unterfühlung und Verstärkung des ohnehin dort wehenden Passatwindes. So groß ist das Entsetzen, das die Araber und Beduinen vor ihm haben, daß sie ihm die Bezeichnung Samiel, d. h. Giftwind, gaben (Sam = Gift, Wel = Wind); aber natürlich führt er kein Gift mit sich, die Wirkung der Austrocknung ist ohnehin der eines tödlichen Giftes gleich. Während der Samum in den afrikanischen, arabischen und persischen Wüsten vorkommt, hat man dem aus gleicher Ursache von der Sahara nach Aegypten wehenden Wüstensturm einen besonderen Namen: Cham-sin (siehe die Abbildung in Nr. 47 der „Neuen Welt“), gegeben. Er verdient wohl auch eine besondere Bezeichnung, weil er mit ganz besonderer Heftigkeit auftritt, und hier kann man um so deutlicher erkennen, daß alle diese Stürme der

Verdrängung der Landluft durch Seeluft ihren Ursprung verdanken. Cham-sin bedeutet nämlich so viel wie Fünzig und er hat diesen Namen daher, daß er in den fünfzig Tagen nach der Frühlingstag- und Nachtgleiche weht, d. h. im hohen Sommer, wo das Land und seine Luft die exorbitanteste Erhitzung zeigt, und das Meer mit seiner Atmosphäre die stärkste Temperaturdifferenz dagegen erkennen läßt. Gerade diese besonderen Temperaturverhältnisse lassen den Cham-sin denn auch besonders heftig auftreten. Von den Wüstenwinden sei noch der Harmattan erwähnt, weil er höchst wahrscheinlich der Stammvater der so interessanten Föhnwinde ist. Ebenfalls als gewöhnlicher Seewind in Senegambien entstanden, läßt er seinen Weg bis nach Italien verfolgen. In Italien tritt der sehr warme Wind, der in Afrika freilich noch recht trocken ist, auf dem Mitteländischen Meer aber sich mit Wasser förmlich vollsaugt, als warmer, feuchter Wind, als der berüchtigte Scirocco, der die Menschen zwar nicht austrocknet, aber durch seine Feuchtigkeit es verhindert, daß der durch seine Wärme aus den Poren getriebene Schweiß in die Luft verdampfen kann, so daß Menschen und Tiere unter unerträglicher Schwüle und drückender Luft leiden.

Alle Wüstenwinde besitzen eine Merkwürdigkeit: sie nivellieren das Land. Die feinen Sandteilchen, so oft und so heftig gegen die Gebirge der Wüste geworfen, müssen das Gebirgsstein allmählich abschleifen, und in der Tat deuten viele Anzeichen darauf hin, daß die auch jetzt an Erderhebungen nicht arme Wüste früher noch mehr und höhere Gebirge aufgewiesen habe; und jedes vom Gestein durch den feinen Staub, wie durch ein Gebläse abgeriebene Teilchen wirkt nun seinerseits wieder abschleifend, so daß die Wirkung lawinenartig wächst und die Gebirge mit immer größerer Geschwindigkeit versanden. Wie also die Passate und die von ihnen verursachten Meeresströmungen die Temperatur auf der Erde ausgleichen, den kältesten Gegenden Wärme bringen, so gleichen die Wüstenwinde die Oberfläche der Erde aus, füllen Niederungen mit Sand und reißen die hohen Berge allmählich ein.

Sehr starke Stürme nennt man Orkane; um der Herleitung dieses Namens willen sei schließlich noch ein amerikanischer Wind erwähnt, der Hurrikan nämlich, von welchem Wort die Bezeichnung Orkan sich ableiten soll. Uebrigens dürfte man ihn auch ohnehin nicht übergehen, denn, ebenfalls ein durch Wechselwirkung von Land- und Seeluft verstärkter Zweig des amerikanischen Nordpassates, ist er ein typisches Beispiel jener berüchtigten amerikanischen Wirbelstürme, die durch ihre Zerstörungen, durch das Einreißen der dortigen „Wolkenkräuter“ auch noch in der Beschreibung unsere schauernde Bewunderung erwecken. —

Piraten-tum.

Novelle von Mallon Forestier. Autorisierte Uebersetzung.

(Schluß.)

Der Direktor fährt fort: „Sie haben mit der Westindiana-Compagnie eine sehr eigentümliche und sehr merkwürdige Abmachung getroffen, einen Vertrag, wie man ihn nur in einem Lande schließt, wo die Sportleidenschaft die Leute veranlaßt, auf allen Gebieten zu spekulieren. Sie kennen die Engländer, denn man behauptet, Sie hätten viel mit ihnen Verkehr, und schlugen der Westindiana-Compagnie also folgendes vor: Wenn das Schiff, das Sie, Le Hertel, kaufen, auf seiner ersten Reise untergeht, so beträgt der Verkaufspreis 360 000 Frank, geht es dagegen nicht unter, 480 000 Frank. Neben dieser Abmachung haben wir eine andere offizielle Schrift, die den Versicherungsgesellschaften gezeigt werden sollte und sich darauf beschränkte, den Preis von 480 000 Frank festzusetzen. — Ich frage mich nun, wie die Eng-

länder darauf eingehen konnten, diesen Vorschlag zu akzeptieren, da Sie logischerweise alles mögliche tun mußten, damit das Schiff unterging?“

Le Hertel antwortet nicht, er spielt sich auf den Phlegmatismen heraus.

„Ich vermute, Sie werden sich gesagt haben, es würde mir nicht gelingen, selbst wenn ich es gewollt hätte.“

„Ja, das Metier des Schiffbruchs ist tatsächlich etwas sehr schwierig geworden,“ versetzte Magelin lächelnd und fuhr nach einer Pause fort: „Vor zwanzig Jahren war es besser. Man kennt in England große Häuser, deren Vermögen sich nur auf einigen ehrenwerten Operationen dieser Art aufgebaut haben. Aber als die Versicherungsgesellschaften erst einmal ordentlich beschwindelt waren, ließen sie im Parlament eine Bill einbringen. Jetzt

ist es aber nicht mehr so wie früher möglich, einen hübschen kleinen Schiffbruch zustande zu bringen. Die Versicherungsgesellschaften halten die Augen auf, und die Kapitäne sind mißtrauisch, denn sie sind am meisten dabei interessiert, daß das Schiff nicht untergeht. Kurz und gut, die Engländer glaubten sich Ihnen gegenüber auf drei Seiten geschützt, von der Aufsicht des Staates, der Versicherungsgesellschaft und der des Kapitäns. Der Staatskontrolle in Rouen haben Sie den Glauben beigebracht, Sie hätten in Caumont einen großen Posten Sandsteine geladen, während Sie sich auf einige Karren beschränkt haben. — Was den Kapitän anbetrifft, so haben Sie dafür gesorgt, daß er in dem Augenblick erschien, als die Ladung bereits beendet und die Räume geschlossen waren. Er kann also nichts sagen. Warum der Mann darauf eingegangen ist, sich einzuschiffen, das weiß

ich nicht, jedenfalls ist es ein Trunkenbold, den Sie in der Stunde der Abfahrt berauscht gemacht haben. Der Kommandant behauptet, er hätte beabsichtigt, an der ersten Kiste anzulegen, um mehr Ballast einzunehmen, aber die Südwinde, die fortwährend herföhen, haben ihn auf das offene Meer hinausgetrieben. — Ihr Meisterstreich bestand darin, eine gefährliche Ladung zusammenzubringen, deren Verstaung von niemand überwacht wurde. Sie hatten ferner die ausgezeichnete Idee gehabt, sich an die Panama-Compagnie zu wenden, die unerschrockenes Material nach dem Isthmus schickt. Die Panamagesellschaft läßt sich ihr Material noch von anderen Schiffen besorgen, und da sie nicht den Wunsch hegen, die Schiffe möchten untergehen, so vermuten die Versicherungsgesellschaften, daß ihre Agenten die gute Verstaung der Ladungen überwacht haben. Darin irren sie sich allerdings, denn Panama überwacht gar nichts. — Sie sind ein geschickter Mann, ein sehr geschickter Mann, denn solche Manöver führen zum Reichtum oder — ins Zuchthaus. Das einzige, das ich nicht verstehe, ist der Name, den Sie dem Schiff gegeben haben. „Gladiateur“, was soll das heißen, ist das eine Aureole oder . . . Zynismus?“

„Was — was wollen Sie damit sagen,“ stammelt Le Hertel, „Gladiateur“ ist der Name eines berühmten Pferdes, ich beschäftige mich doch viel mit Sport.“

„Das ist auch der Name der Zirkuskämpfer, — derer, die da sterben in i f f e n!“

Le Hertel zuckt die Achseln.

„Sie müssen nicht viel Ernsthaftes zu sagen haben, daß Sie solche leere Worte zutage fördern. Nun also, machen wir der Sache ein Ende, worauf wollen Sie hinaus, ich habe es eilig.“

„Ich nicht . . . wenn Sie wüßten, wie Sie mich interessieren. . . . A propos, was ist denn das da drüben für ein Dampfer, der eben in den Hafen einläuft. — Ach ja, der Postdampfer von St. Nazaire, — ein hübsches Schiff, das wunderbar fährt. . . . Und Voisinat? Es geht ihm noch immer gut. . . . Ach so, Sie wollen mir nicht antworten. . . . Gut, dann fahre ich also in meiner kleinen Erzählung fort. Sie waren in Rouen, das Schiff wurde geladen, und Sie haben selbst die Verstaung geleitet. Sie haben nur das Zwischendeck geladen, so daß das Gravitationszentrum des Schiffes, anstatt wie stets unter der Wasserlinie zu bleiben, über derselben lag. In diesem Zustande genügt ein Windstoß und das Schiff scheitert. Die Sache war gut gedacht.“

„Es wäre Zeit,“ rief Le Hertel, dessen Geduld erschöpft war, „daß alle diese grundlosen Anklagen ein Ende nehmen. — Es besteht zwischen uns beiden ein Vertrag, der Sie verpflichtet, mir 480 000 Frank zu bezahlen, wenn der „Gladiateur“, wenn mein Schiff untergeht. . . . So lange es sich nur darum handelte, die Prämie einzulassieren, war ich Ihr werter Herr Le Hertel, jetzt, wo das Schicksal des Schiffes zweifelhaft zu sein scheint, . . . Ach was,“ rief er lebhaft, als wollte er gegen eine ausweichende Bewegung des Direktors protestieren, „wären Sie vielleicht hier, wenn Sie das Schiff nicht als verloren betrachteten? Heute versuchen Sie, mich hineinzulegen, die zu bezahlende Summe herunterzudrücken und mich mit einer Abfindungssumme abzuspiesen. . . . Nun denn, ich habe keine Furcht.“

„Und ich sage Ihnen,“ versetzte der Direktor, „Sie haben Furcht. Wir haben Beweise und werden sie dem Gericht zeigen. In einer halben Stunde werde ich beim Staatsanwalt sein, wenn Sie nicht . . .“

Die beiden Männer sehen sich an.

„Sie sagen also, Sie bieten mir 250 000 Frank?“ fragt Le Hertel in ganz anderem Tone.

„Ja, nicht einen Sou mehr.“

„So, dann lehne ich ab.“

Er ist augenscheinlich in einem Zustande vollständiger Verwirrung. Die Rose, die sein Knopfloch schmückte, ist heruntergefallen, ohne daß er es bemerkt hat.

„Wisse, Sie, Le Hertel, an Ihrer Stelle würde ich annehmen,“ sagt Mazelin mit gutmüthiger Miene, „die Gewißheit, der Zwangsarbeit zu entweichen, ist schon ein Opfer wert; man soll da drüben sehr schlecht ernährt werden, wirklich sehr schlecht, beklagenswert schlecht.“

„Nun denn . . . Ihr Drängen ist unerschämmt . . . also einigen wir uns, geben Sie mir 380 000 Frank, und ich unterzeichne.“

„Nein, nicht einen Sou mehr.“

„O,“ rief Le Hertel, wenn Sie so sicher wären, daß Sie mich verurteilen lassen könnten, würden Sie mir gar nichts bieten.“

„Das ist ein Irrthum, ein vollkommener Irrthum. Hören Sie wohl auf meine Worte, Sie werden sehen, daß das, was wir hier tun, durchaus geschäftsmäßig und äußerst praktisch ist. Wenn Sie verurteilt sind, zahlen wir allerdings gar nichts, aber wir schaden uns bei neuen Geschäften . . . Es ist immer häßlich für ein Unternehmen, wenn man von ihm sagt, es ziehe seinen Stunden die Haut über die Ohren, außerdem wollen wir auch nicht eingestehen, daß wir eine Ungeschicklichkeit begangen haben; darum wählen wir einen Mittelweg. Hier bringen wir unsere Opfer, Sie wollen das Ihre nicht bringen, Sie wollen es lieber auf das Glück ankommen lassen, — gut. Aber das wundert mich, denn Sie wissen doch recht gut, daß Sie, sobald wir unsere Klage eingebracht haben, abgesehen von Ihren Gläubigern, die recht zahlreich sind, auch noch die Engländer auf dem Hals haben, während unser Scheck bares Geld ist.“

Dann fügt er lächelnd hinzu: „Sollten Sie nicht zufällig Veranlassung haben, das nächste Paketboot nach New Orleans zu benutzen? —“

*

„Ich nehme an,“ sagte Le Hertel sehr düster.

„Das wußte ich, — so, hier ist mein Scheck, er war schon fix und fertig.“

Der Reeder nimmt den Scheck, wirft ihn schnell in eine Schublade und fährt sich mit augenscheinlicher Erleichterung mit der Hand über die Stirn.

„So, jetzt will ich gehen.“

„Nein, mein Freund, Sie können nicht so fortgehen . . . wenigstens sagen Sie mir, was Sie von dem Schiff wissen . . .“

„Hier,“ sagte der Direktor, indem er aus der Tasche seines Paletots ein zusammengefaltetes Billet zog, „das ist die Depesche, die gestern aus San Juan de Porto-Rico gekommen ist und die ich bis zu diesem Augenblick geheim gehalten habe. Jetzt, da ich mit Ihnen fertig bin, habe ich keine Veranlassung mehr, die Bekanntmachung noch länger hinauszuschieben. Ich werde die Depesche sofort an der Tafel für Unglücksfälle an der Börse anschlagen lassen:

„Leuchtturmwächter signalisiert vom Leuchtturm von Paiteira: Zwei Barken mit gehißten Segeln. Als zum französischen Dreimaster „Gladiateur“ gehörig erkannt. Mannschaft sicherlich untergegangen.“

„Hören Sie mal,“ sagt der Direktor, der nicht den Wunsch zu haben scheint, die Unterredung zu verlängern, „ich glaube, ich habe es eben klingen hören. Es wird jemand kommen. Halten Sie es nicht für sehr gefährlich, wenn man etwas merkte?“

Dann fuhr er auf eine mechanische Bewegung des Redners, der ihm die Hand reichen wollte, fort:

„Ein andermal, falls Sie noch in Nantes sind . . . Aber ich hoffe, daß Sie für die Seelenruhe der achtzehn Mann der Besatzung ein paar kleine Messen lesen lassen werden . . . Sie sind ihnen das schuldig. Es ist doch richtig, achtzehn Mann waren es doch?“

Le Hertel hört nicht, er ist ganz vertieft und denkt darüber nach, was er jetzt tun soll, wenn er jetzt hineinlegen soll, — seine Gläubiger oder die Engländer.

Auf jeden Fall ist er einer großen, in ihren Folgen ganz unausdehnbaren Gefahr entgangen. Es ist aber doch merkwürdig, wie gut die Versicherungsgesellschaften unterrichtet waren. Ja, die Geschäfte werden heutzutage immer schwieriger.

*

Als Mazelin merkt, daß der Reeder ihm nicht antwortet, öffnet er die Thür und geht hinaus.

Draußen wartet tatsächlich jemand, und der Versicherungsdirektor nimmt im Vorbeigehen den Hut ab.

„Sie können eintreten, Madame, Herr Le Hertel ist jetzt allein.“

Es ist die Frau des Kapitäns, die sich erkundigen will, ob der Reeder noch immer keine Nachricht hat.

Le Hertel scheint sehr erregt.

„O, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, aber ich muß fort, — eine dringende Besorgung.“

„O, mein Herr,“ murmelt die junge Frau leise und macht sofort eine erschrockene Bewegung, um fortzugehen, „ich werde noch einmal vorsprechen, wenn der Herr Reeder weniger beschäftigt sind.“

„Nein — nein — kommen Sie nicht wieder, ich verreise . . . ich . . . auf einige Tage sogar . . . ja . . . ich verreise . . .“

Wie merkwürdig dieser Le Hertel heute ist!

Die junge Frau sieht ihn nachdenklich mit ihren großen Augen eines armen, traurigen Wesens an, daß das Leben Mitleid gelehrt hat . . . Sollte auch er Sorge haben, sollte auch er unglücklich sein? O, dann muß sie ihm sofort alles sagen.

„Was ich von Ihnen zu erbitten habe, mein Herr, wird nicht allzu lange Zeit in Anspruch nehmen.“

Sie schlägt die Augen nieder und fährt fort: „Ich möchte Sie bitten, Herr Reeder, mir die Ehre zu erweisen . . . und . . . und . . .“

„Was denn?“

„Der Pate unseres Kindes zu werden.“

„Ich . . . ich . . .“ ruft Le Hertel und erhebt sich mit verzerrten Zügen, als brenne der Stuhl unter ihm.

„Allerdings, mein Herr,“ murmelt die junge Frau ganz verwirrt und bewegt.

Mein Gott, sollte sie denn etwas gesagt haben, was der Herr Reeder ihr irgendwie übel genommen hat?

Sie streckt mit flehender Geberde die Hand vor, sicherlich hat sie Worte gesprochen, die eine peinliche Erinnerung in ihm erwecken.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr, aber man hatte mir gesagt, es wäre so Sitte, daß der Reeder immer der Pate ist. Sonst hätte ich mir nicht erlaubt . . .“

„Es ist gut, ich nehme an,“ stammelte Le Hertel.

Das sanfte Gesicht der jungen Frau erhellt sich. „O Dank, mein Herr, Dank. Es war jedenfalls unrecht von mir . . . ein Kind . . . das ruft gewiß peinliche Erinnerungen in Ihnen wach. . . . Ich bin Ihnen aber dafür um so dankbarer, Herr Reeder . . . Dank mein Herr, Dank . . .“

.....

Seien Sie fest überzeugt, das ganze europäische Proletariat und alles was noch ein Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit in der Brust trägt, sieht auf Paris. Und wenn auch im Augenblicke Paris unterdrückt ist, so erinnere ich Sie daran, daß der Kampf in Paris nur ein kleines Vorpostengefecht ist, daß die Hauptsache in Europa uns noch bevorsteht, und daß, ehe wenige Jahrzehnte vergehen, der Schlachtruf des Pariser Proletariats: Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Not und dem Müßiggange, der Schlachtruf des gesauten europäischen Proletariats sein wird.

Webel im Reichstag 1871.

Den Trauernden.

Schaut dem Toten ins bleiche Gesicht,
Und euer Schmerz entweicht.
Seht, wie der Friede den Kranz ihm flicht,
Der doch dem Schönsten gleicht;
Denn wißt, der Tod ist so grausam nicht,
Herrlich ist er und leicht.

Würde wohl sonst der Friede walten,
Wo der Würger gehaut?
Nimmer würde die Ruhe schalten,
Wo selbst dem Mitleid graut;
Herrlich des Lebens Ziel entfalten,
Will nur des Todes faust.

Mögen auch still die Tränen fließen,
Wenn uns der Schmerz durchdringt.
Ruhig laßt uns den Tod begrüßen,
Der uns den Frieden bringt,
Der des Lebens Kummer zu süßen,
Sanft in den Schlaf uns singt. —

Rudolf Böttger.

Helmweg vom Friedhof. Ein schmaler Pfad führt von dem stillen Strandfriedhof zum Dorf. Eine Mutter mit ihrem Knaben eilt auf ihm heimwärts. Ein Mann folgt den beiden. Frauen kommen durch die Friedhofspforte: einzeln und in Gruppen, junge und alte. Sie waren bei ihren Toten. Friedhofsstimmung liegt auf den scharfgeschnittenen Gesichtern. Liebe Erinnerungen sind wach geworden. Eine ernste Wehmut ist geblieben.

Vor der Pforte verabschieden sich zwei. Zünden gar kein Ende. Eine hochgewachsene Schifferfrau schaut mißbilligend, finstler zu ihnen hinüber. Die Zwei zu ihrer Rechten, die gleichfalls die Köpfe zusammenstecken, sieht sie in ihrem Aerger gar nicht. Ein junges, trauerberauschtes Weiblein, dem die wehmütige Erinnerung leicht das Haupt geneigt hat, wandelt, wie im Traum, hinter den beiden her. Und alt und gramgebengt öffnet still ein Mütterchen mit welcher zitterigen Hand die Pforte.

Ein frostiger Spätherbsttag. Dunkel verhangen der Himmel. Im fahlen Dämmerlicht liegen Wasser und Land. Möven flattern auf. Wie schwarze Wolken streichen die letzten Zugvögelschwärme nach dem Süden; ein paar müde gewordene Tiere rasten erschöpft auf dem Draht der Telegraphenleitung. Dicht zusammengedrängt warten sie auf den nächsten Schwarm, der über den kleinen, weltentlegenen Strandfriedhof dahinfliegen wird.

Totenkulte. Heute noch hat man bestimmte Tage des Jahres der Erinnerung an die Toten geweiht. In katholischen Gegenden ist es der Allerseelestag, in protestantischen der Totensonntag; beide fallen in die trübe Herbststimmung des Novembermonats. Die Kirche hat sich dieser Totentage angenommen und sie sanktioniert; die Bräuche dieser Tage aber sind weit älter, als es die Kirche selbst ist. Uralte Mythen und Sitten leben in diesen Totenkulten weiter, von denen einige hier aufgezählt sein mögen. Um das gespenstische Umgehen der Verstorbenen zu vermeiden, suchte man ihnen alles das in die Gruft mitzugeben, was ihnen im Leben teuer gewesen: da waren die Schätze, die Trophäen, die Waffen des Verstorbenen, die wir heute noch in den alten Grabstätten finden. Aber auch Lebensmittel bildeten Totengaben. Die Fahrt bis zum Totenland war weit, und die Angehörigen konnten den Verstorbenen doch nicht hungern und dursten lassen. So gab man in Galizien den Toten Getreidekörner und Bratwürste mit; die Slovenen legten ihren Verstorbenen einen Brotlaib und eine Flasche Wein in den Sarg. Sogar Schüssel und Löffel müssen die Toten in das Totenland mitnehmen. An Stelle des Schatzes, der Speise und des Trankes traten später Münzen — ein Brauch, der sich schon bei den alten Griechen findet — und Blumen. Die Münzen werden dem Toten unter die Zunge, in die geballte Hand oder auch einfach in den Sarg gelegt. Für dieses Geld soll der Tote die Ueberfahrt ins Totenland bezahlen, oder sich im Reiche der Schatten das kaufen, was sein Herz begehrt. Die Lebensmittel, die man ehemals den Toten mitgegeben, sollten aber nicht gänzlich fortfallen, nur ließ man sie nicht nutzlos im Grabe vermodern, sondern verzehrte sie „zu Ehren des Verstorbenen“ bei den Leichenschmäusen. Bei den Lepteren ging es oft mehr als lustig zu. Eine Trauerordnung für das kölnische Land aus dem Jahre 1730 drohte schwere Strafen für Ausschreitungen bei Trauerfest-

slichkeiten an, denn es war vorgekommen, daß „die Totenwächter statt zu beten die ganze Nacht mit Essen und Trinken zuweilen auch Spielen und allerlei oft unzüchtigen bösen Thaten“ zugebracht hatten. Kröhn erzählt in seinen „Westfälischen Sagen“: „Wenn jemand gestorben war, wurde vor alten Zeiten zu Alten-Kindern noch eine Leichenwache gehalten, bei welcher die Angehörigen die Versammelten bewirten mußten. Vorfahren und Mädchen kamen in dem Zimmer, wo der Tote lag, zusammen und spielten die tollsten Spiele.“ Ueberhaupt wurzelte im Volks-glauben tief die Anschauung, daß der Verstorbene nichts Trauriges, sondern eher Heiteres von den Ueberlebenden fordere. Alle Trauerbezeugungen schafften ihm Leid und Ruhelosigkeit. Das Märchen weiß von diesen Anschauungen manches zu erzählen. Tränen, die auf die Haut oder das Kleid des Toten fallen, brennen wie Feuer. Das Märchen erzählt auch von dem Kinde mit dem Tränenkrüglein, das der Mutter nachts im Traume erscheint und sie bittet, mit Weinen aufzuhören, damit es endlich Ruhe in seinem Grabe finden kann.

Artisten im alten Rom. Nach der bekannten Lösung: „Panem et circenses!“ („Brot und Zirkusspiele!“) hing dem römischen Volk der Kaiserzeit nächst dem täglichen Brot nichts über die Befriedigung der Schauspielerei. Man muß dabei nicht bloß an die Zirkusspiele im engeren Sinne denken. Außer den Vergnügungen der Arena, den Wagenrennen, Tierkämpfen und Gladiatorenkämpfen, waren auch die Gemälde der Theater außerordentlich beliebt, und zwar ganz besonders die Darbietungen, die heute in den Varietetheatern zu sehen sind. Es ist eine häufige Klage römischer Dichter, daß die große Mehrzahl ihrer Landsleute an den höheren Kunstgenüssen geringeres Gefallen fänden, als an den Leistungen der Artisten. Schon der Lustspieldichter Terenz (2. Jahrhundert vor Christo) berichtet von solchen Erfahrungen. „Als ich die „Hechra“ zum ersten Mal in Szene setzte“, so klagt er, „erwartete das Publikum mit Spannung berühmte Faustkämpfer und einen Seiltänzer. Das Zutreten des sich ihnen anschließenden Gefolges, der Lärm, das Geschrei der Weiber, zwangen mich, vor der Zeit die Vorstellung zu schließen.“ Die Vorliebe der Menge für Varietäten war so groß, daß betartige Sachen oft mitten in der Aufführung einer Tragödie auf allseitiges Verlangen eingelegt werden mußten. Die kunstverständige Minderheit muß sich in solchen Fällen nach Horaz der ungebildeten Mehrheit fügen, weil diese bereit ist, ihr Verlangen nach Faustkämpfern und dergl. nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen; „denn daran“, seufzt Horaz, „hat das Völkchen sein Vergnügen“. Auch bei den Zirkusspielen wurde dem allgemeinen Behagen an Varietäten durch entsprechende Einlagen Rechnung getragen: in den Zwischenakten traten Equilibristen, Seiltänzer und Gaukler usw. auf. Während der „römischen Spiele“ zur Zeit des Kaisers Carus (Ende des 3. Jahrh. n. Chr.) lief u. a. ein „Wandgänger“ vor einem Bären, den er geneckt hatte, die steile Wand hinauf; ein Seiltänzer produzierte sich auf einem so dünnen Seil, daß er frei in der Luft zu gehen schien. Unter Nero ritt ein Seiltänzer auf einem Elefanten von der höchsten Höhe des Zirkus bis zur Arena hinunter. Eine sehr beliebte Einlage waren Affenwettkämpfe: vier Affen, in die Farben der vier Zirkusparteien gekleidet, sind auf vier mutigen Rossen angebunden, die mit Windeseile dahinstürmen; die unfreiwilligen Reiter schneiden in ihrer Angst die tollsten Gesichter, und die Zuschauer geraten vor Freude außer sich. Wenn solche Sachen Spaß machten, der konnte sich alle Tage an zahlreichen Stellen daran ergötzen. In verschiedenen Vierteln Roms, zumal am und im Circus maximus, gab es größere und kleinere Etablissements in Menge, wo alle möglichen Kunststücke zu sehen waren. Um die Schaubuden beim Zirkus sammelte sich alle Abende zahlreiches Volk, das den „Künstlern“ zusah. Römische Dichter führen uns in das bunte Gewimmel hinein und zeigen uns Artisten, die Feuer speien, die sich Schwerter in den Rücken stoßen, Nägel in den Kopf schlagen, die alte Schuhe und spitze Nägel zerkauen und hinterzuschlucken. Ein Akrobat balanciert auf der Stirn eine schwere Stange. Er nimmt zwei Kinder herauf, die mit einander ringen, ohne daß die Stange fällt oder mit den Händen gehalten werden muß. Luftspringer machen von einem Sprungbrett verwegene Sätze, sausen durch glühende Reifen usw. Andere werfen eine Menge Bälle, Ringe oder Dolche auf einmal in die Luft und fangen sie gewandt wieder auf. Ein Seiltänzer machte auf seinem Tau kühne Sprünge. Auf einmal fällt er zu Boden und scheint ein Bein gebrochen zu haben. Hülfsreich eilt jemand herzu, findet sich aber gefoppt; denn der Gefallene springt mit affenartiger Geschwindigkeit auf und hopft

wieder auf seinem Seil herum: das ganze Publikum war nur ein Trill, um das Publikum zum Lachen zu bringen. Ein Taschenspieler stellt auf einem Tische drei Äpfel auf; unter jeden steckt er einen runden Kiesel. Wie er die Äpfel wieder aufhebt, sind die drei Äpfel unter einem Äpfel oder auch unter keinem und der Taschenspieler zieht sie aus seinem Mantel hervor. Schließlich verschluckt er die Äpfelchen und bringt sie im Augenblick bei den nächststehenden Zuschauern wieder zum Vorschein: dem einen halt er sie aus der Nase, dem anderen aus den Ohren. Die Jugend ist für einen dressierten Affen begeistert, der mit Helm, Schild und Speiß bewaffnet, auf einer Ziege reitet und, durch die Peitsche seines Herrn, die richtige Stimmung versteht, seine Waffen kühn und gerecht hantiert, zwischendurch aber, unserem diabolischen Gewährsmann zufolge, noch Zeit findet, einen angefaulenen Apfel aufzufressen, den ihm ein Straßenjunge zugeworfen hat.

Die Nutzholzwälder im Kaukasus sind in den letzten Jahren ganz planlos gelichtet und ausgeholzt worden. Für die Möbelscherei höchst wertvolle Holzarten sind einer fast völligen Vernichtung anheimgegeben. Der Kaspian wird auf eine ebenso primitive wie gewissenlose Art betrieben; ohne jeglichen Plan wird bei diesem systematischen Holzraub vorgegangen. Die Folgeerscheinungen, über welche die russische Zeitung „Wjestnik Finansow“ Auskunft gibt, sind demgemäß natürlich höchst traurige. Da ist die kausische Balme, die namentlich in der Ufergegend des Schwarzen Meeres vorkommt: ihr Holz ist von den Eingeborenen als Material für Karren, Wagenachsen, Weinbergspfähle usw. geschätzt; es zeichnet sich durch Härte und schöne Maserung aus. Seine außerordentliche Widerstandsfähigkeit macht es zu allerhand Hausgerät geeignet, so daß es mitunter für Gegenstände Verwendung findet, die sonst aus metallischen Material hergestellt zu sein pflegen. Nur noch in ganz abgelegenen Gegenden trifft man heute diesen Baum in kleinen Hainen an; in der Nähe der großen Meerestrafen findet er sich viel seltener. Große Mengen dieser Holzart werden in Poti nach englischen Häfen verschifft. Besonders gesucht sind im Sommer gefällte Bäume. Das Winterholz bekommt leicht Nässe und trocknet während der Ueberfahrt zu stark ein. Der Marktpreis in Poti schwankt zwischen 10 und 45 Mk. pro Tonne. In Liverpool und London erzielen die Händler das Drei- und Vierfache. Das Holz der Eibe, das so überaus widerstandsfähig gegen Feuchtigkeit und Wurmfraß ist, findet namentlich als Bauholz Verwendung. Die Fähigkeit dieses Holzes ist unter den Vergewohnern sprichwörtlich. Seine Wetterbeständigkeit macht es geeignet, den Kunststein zu ersetzen, wo dieser schwer zu beschaffen ist. Auch für Eisenbahnschwellen bietet die Eibe ein vorzügliches, dauerhaftes Material. Die Eibe kommt im Kaukasus bis zu Höhen von 1800 Metern vor. Mit ihr zusammen ist der orientalische Ahorn zu nennen, der gleichfalls als Bauholz dient, aber auch für Drechslrarbeiten Verwendung findet. Prächtige Schnitzereien und kunstvolle Bildhauerarbeiten findet man in den Bazaren von Tiflis und Batum, wo die Nutzholzwälder ausgehört. Möbel, Truhen, Flintenjauch, Küchengeräte sind vielfach aus diesem Holzmaterial hergestellt, das, in seinem natürlichen Farbton poliert durch die feinen Linien seiner Maserung jedem Zuschauer sofort angenehm in die Augen fällt. Diese Holzart wird stark exportiert. Der Markt an der Ort und Stelle pro Kub mit 2,25 Mk. bezahlt wird, erzielt — namentlich wenn es astloses Holz ist — in Marseille und Bordeaux Preise von 20 bis 35 Frank, er wird vielfach umgeschifft ausgeführt. Das Belassen der Rinde am Stamm soll das Holz vor dem Rissigwerden bewahren. Der Buxbaum verdient den Namen eines Baumes eigentlich nicht, denn er ist nur ein Strauch. Freilich ein stieliger, der in den kausischen Hüsniederungen eine Höhe von 8 bis 10 Metern erreicht. Seine vierkantige Kette sind eine geschulte Holzart. Seine Härte und Festigkeit machen das Buxbaumholz geeignet für Schnitz- und Drechslrarbeiten, sowie auch zu Holzstöcken für Holzschutte. Gegenwärtig sind die Bestände dieser Holzart im Kaukasus bereits stark gelichtet. Buxbaumholz wird heute schon in stattlichen Mengen von der persischen Grenze her geholt. In der Zeit vom 1. Januar bis 1. Oktober 1900 nahm die russische Zollamt allein 25 300 Kubel an Zölle für Buxbaumholz ein. Noch sind es zum größten Teil Rohhölzer, welche die Häfen in Poti und Batum verlassen, doch mehrt sich bereits die Zahl der Fabrikate, die die Stämme gleich an Ort und Stelle zu Brettern und Furnieren verarbeiten, die in den westeuropäischen Hafenplätzen gleichfalls gute Preise erzielen.

Nachdruck des Inhalts verboten!